

Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

9. März 1935

Der Wecker. Von Albert Fischli.

Die späte Lampe löscht' ich aus,
Im Schlummerfrieden liegt das Haus,
Der Wecker ticktacktet nur im Raum.
Ich träum' von Morgen einen Traum.
Noch steh ich als ein Baum im Saft
Und freu mich meiner jungen Kraft,
Und grüsse jedes Morgenlicht
Mit Wagemut und Zuversicht.

Die Schlaguhr lässt mir keine Ruh,
Sie ticktacktet, ticktacktet immerzu,
Das eine Lied das ewige Lied:
Die Zeit verfliehet, das Leben fliehet.
Es kommt ein Tag, es kommt ein Tag,
Wie sonst ertönt der Weckerschlag.
Allein der Schläfer träumt so schwer,
Er hört den Weckruf nimmermehr.

(„Einkehr“. Gedichte.)

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

10

Dem Blick ins Freie am nächsten lag der evangelische Friedhof, der nur durch eine manns hohe Mauer vom Bleichgarten getrennt war. Keine lustige Nachbarschaft! Aber Brigitte hatte diese Aussicht von jeher angezogen; der Blick da hinab war ihr recht lieb geworden. Sie hatte schon viele Särge kommen und verschwinden, groß und klein an offenen Gräbern weinen sehen. Sie schaute so gern dem Totengräber zu, den Grabsteinschürer und gab acht darauf, wie da unten — hinter der des Lebens — eine Totenstadt entstand, wo wieder Armut und Reichtum gegeneinander standen, doch diesmal neidlos, friedlich und schön. Und oftmals fiel ihr ein zu fragen, ob sich an dieser Stätte auch für sie einst eine Gruft öffnen und wer dann übrigbleiben werde, den Hügel mit Liebeszeichen zu schmücken. Im Geist sah sie dann wohl eine stattliche Trauergemeinde, wie diese beim Begräbnis der Oberstin Gonzenbach versammelt war, einen mit Kränzen überreich geschmückten Sarg ... und vor dem visionären Grab einen ehrwürdigen Greis stehen, umgeben von aufrechten Söhnen und stolzeren Töchtern, einer innig geliebten Gattin und Mutter das letzte Lebewohl zukurufend. Der Männerchor sang eine Kantate zu Ehren der Entschlafenen und der Nachruf des Pfarrers wiederhallte noch lange in den Herzen der Treustädterinnen.

Warum denn sollte ihr, Brigitte Böhi, solch ein selbig Ende nicht beschert sein? Hatte der Himmel nicht hundertmal schon dergleichen Lose ausgestreut, schöne Mädchen aus dem Staub der Armut gezogen und durch irdische Para-

diese geleitet? Ja, solche Gedanken kamen ihr wohl auch an diesem Blatz. Immer wieder verlangte der ungelebte Frühling ihres Herzens nach seinem Recht. Da mochte sie nicht dran glauben, daß auch sie ein Totengräber war, der die eigene Jugend lebendig begraben mußte.

Aber heute fiel es ihr ein, und lange, lange blieb ihr Blick auf den grünen Gräbern haften, als wär's ihr weit besser, recht bald in jene Stadt einzuziehen, wenn auch schweigend, ohne Geleit und in kahlem Gehäuse ...

Derweilen sah das Söhnlein Matthias nicht minder erregt bei den neuen Geschäften. Seine Fortschritte waren derart, daß ihm bereits ernste Aufträge vertraut werden durften. Raun hatte er etwelche Ordnung in seine Erlebnisse gebracht und den Zusammenhang der großen Gewerkschaft zur Bleiche begriffen, beschloß er, ein ganz gewaltiger Zeichner vor dem Herrn zu werden. Die Mutter konnte sich nicht retten vor einschlägigen Fragen. Aber die Sorge, daß er noch Heimweh nach dem Gupf haben könnte, durfte sie ruhig fallen lassen.

Viertes Kapitel.

Der Vater.

Er galt von jeher als Schrullenkopf, der schon die üppigsten Knollen trieb zu einer Zeit, da gewöhnliche Sterbliche noch kaum einen Schimmer Eigenheit aufbringen. Viele nannten ihn immerhin mit Einschränkung einen Glückspilz, weil er in der besten Zeit des industriellen Aufschwungs zu

seinem Beruf und einem Unternehmer kam, der ihm die Stange hielt und den Weg nach Paris, London, Newyork erschloß, wo er seinen Geschmack als Modezeichner ausbilden konnte. Das sagten besonders seine Kollegen, die er alle bald überflügelt hatte. Er dachte ganz anders. Sein Aufkommen schrieb er nur der eigenen Begabung zu, und der klingende Erfolg, so groß er anderen Augen schien, dünkte ihn viel zu gering. Nach seinem Ermessen war er von dem durchtriebenen Juden Hirsch in all den Jahren gemeinsamer Arbeit übers Ohr gehauen, ruchlos ausgebeutet worden. Das sagte er jedem, der's hören wollte. Diese Ueberzeugung hatte Oberholzer besonders in den letzten Jahren gewonnen, in denen des Fabrikherrn Riesengewinne das Einkommen des Zeichners tief in den Schatten stellten. Das machte diesen giftig, widerseglig, trunksüchtig. Wenn er auch zugeben mußte, daß der kleine Hirsch ganz beträchtliche Verdienste an der Eroberung des Weltmarktes hatte, die den seinigen sicher nichts nachgaben, so wies er dafür entrüstet auf dessen Millionen hin, denen er kaum ein Zehntel an Verdienst entgegensetzen konnte. Mit seinen fünfzig Jahren war der Dessinateur Oberholzer, dem das Sparen schwer fiel, wahrhaftig immer noch ein Mann ohne nennenswertes Vermögen. Lang schon fühlte er, daß sein Erfindungsgeist nachließ. Von einem Jahr aufs andere konnte ihm der verschlagene Patron den Stuhl vor die Türe setzen. Was dann? Das Haus zur Bleiche stand auf gutem Grund; der Schatz, den ihm der Zeichner Oberholzer einverleibt hatte, wirkte zweifellos noch lange fort, selbst wenn der Schöpfer ihm den Rücken kehrte. An Hand des vielseitigen Werkes konnten junge Kräfte ihr Talent entfalten.

Zum Ueberläufer fühlte sich der Fünfziger sowieso schon zu alt. Wo winkte ihm überhaupt noch ein ersprießliches Wirkungsfeld? Oft schon hatte er sich beim Anblick der Bleiche an die Stirn geschlagen: „Warum war denn von unserer Gattung Leute keiner imstande, dieses Haus aufzurichten? Mußte denn dazu durchaus ein Hebräer herüberkommen?“

Es verhielt sich nun einmal nicht anders. Erst dem Einwanderer Max Hirsch war es gelungen, ein gut Teil der auf eigene Faust schaffenden Fabrikanten unter einen Hut und damit die ganze Industrie in die Höhe zu bringen. Wohl gab es landauf und -ab noch manche Widersacher, die sich dem kühnen Unternehmer aus Hochmut oder Rassenhaß entgegenstellten und versuchten, sich auf herkömmliche Art über Wasser zu halten, indessen auf dem großen Ozean des Welthandels die stolze Fregatte des Juden Hirsch mit reicher Ladung an ihnen vorbeisegelte. Diese Treustädter Handelsleute waren noch viel zu konservativ und verstanden es nicht, den Markt für ihre Erzeugnisse zu schüren. Das Anbahnen ausländischer Beziehungen überließen sie in der Regel den Käufern oder zugereisten Schrittmachern, denen sie es dafür von Herzen gönnten, wenn die Versuche mißlangten. Wo sich jedoch einer von diesen unverhofft aufschwang, betätigten die Anfassern bald einen wunderbaren Spürsinn, um hinter seine Schliche zu kommen und in gleichen Geschäften durch Ausdauer und Tüchtigkeit zu ersetzen, was ihnen an Genie und Großzügigkeit abging. Dagegen waren alle Bemühungen, die jüdische Fregatte einzuholen, umsonst gewesen. Hirsch, Herzfeld und Kompanie hieß es

in Paris, London, Newyork, wenn Treustädter Stidereien verlangt wurden, aber die wenigsten Käufer wußten etwas von Wetter und Schieß, Zellweger, Büchi und wie die kleinen Rutter alle hießen. Das war zugleich des Zeichners größter Stolz und Kummer. In den entscheidenden Jahren, wo sein Abgang von der Bleiche wirklich einen Riß machen konnte, war er viel zu sorglos, genußsüchtig, die Teilhaberschaft durchzusetzen. Außerdem hatte der Alte es trefflich verstanden, den Meister Uebermut im Schach zu halten. So war er nur ein Diener in diesem Hause, dem er vor allen anderen Halt und Gestalt gegeben hatte.

Dieses innere und äußere Mißverhältnis bestimmte auch seine bürgerliche Stellung. Er gehörte nicht zum Kreis der angesehenen, einflußreichen Kaufleute, obwohl ihn ihre Tische früher sehr anzogen. Ebenso wenig waren ihm Ehrenämter übertragen, denn es gebrach ihm an echter Würde, Zuverlässigkeit und sozialem Verständnis. Gleichwohl gab es eine Zeit, da die Bürger von Treustadt keinen der Ihrigen herzhafter feierten als den Dessinateur Oberholzer. War er doch zweimal, als eidgenössischer Schützenkönig heimgekehrt, mit Sang und Klang abgeholt worden. Der König von Italien hatte ihm einst die Hand gedrückt, der General Dufour beim Bankett zugetrunken. Das humoristische Wochenblatt brachte sein Bild mit den Versen:

D'r Oberholzer, Schüßchüng,
 Nist gäicht uf alli Kniff und Sprüng,
 Er tuuscht mit 'm Kaiser Hum,
 Triebts bunter schier als Seifschuum,
 Moneta fadt 'r i wie Chies,
 Schlecht Maitte ume z'duwendwiis
 Und schüügt is Zentrum alli Rüng,
 D'r Oberholzer, Schüßchüng!

Ein Abglanz dieser jubelreichen Tage blieb ihm durch die letzten Jahre des Niedergangs, bis in sein oft anstößiges Sonderlingswesen hinein, erhalten. Da ihn schließlich die Sicherheit der Hand und des Auges verließ, jüngere Meister an die Reihe kamen, ergab er sich um so mehr dem Trunk, Spiel und Fischfang. Ganze Nachmittage verhoßte er abwechselnd mit einer Sippschaft von Kornhändlern, Weinreisenden, Güterspekulanten im „Treustädter Hof“ und auf dem Wasser, wo er ein schmutzes Fischerboot liegen hatte. Allein seine alten Tage rückten unerbittlich näher mit grauen Gefühlsöden, Alkoholnebeln, Hypochonderlaunen, Schreckgesichtern und dem trübseligen Bewußtsein eines übel verwalteten Lebens.

An einem schwülen Julinachmittag warf Oberholzer ein züiges Fischwetter witternd, den Stift wieder einmal vorzeitig hin und verließ seinen Käfig, wobei er den großen Manilahut zum Zeichen der Ungebundenheit hochfahrend in den Raden rückte. Dieses großartige Vorrecht teilte er mit keinem anderen Angestellten der Bleiche: es wies deutlich auf sein Künstlertum, das eben keinerlei Fesseln ertrug, nur in goldener Freiheit gedeihen konnte.

Eine glühende Hitzwelle schlug ihm entgegen, als er über den Vorplatz schritt. So machte er zuerst einen Abstecher in den Obstgarten. Es war gerade Kirchenernte, an der sich die ganze Familie des Verwalters beteiligte. Auf dem Rasen standen gefüllte Körbe mit hellen und dunklen Früchten, die, noch mit Laub und Zweigen vermischt, anmutig zum Kosten einluden. Ein Schwarm Kinder stöberte

beutegierig unter den Bäumen herum, in denen es merkwürdig knackte und rauschte wie von riesigem Getier.

Der Dessinateur brauchte auch da keine besondere Erlaubnis. Er wurde gleich freundlich willkommen geheißen, des Verwalters Stimme tönte überirdisch, geheimnisvoll aus einem dichtbelaubten Baume: „Nur zugreifen, Herr Oberholzer; so saftig bekommen Sie sie nirgendwo!“

Dieser bückte sich gleich gelüftig um eine Handvoll knacker Herzlirschen, schmatzte erquid und zielte mit den Kernen nach den lachenden Kindern. Von diesen hatte sich inzwischen des Pförtners Töchterlein, Anna, zutraulich genähert, das dreiste Mädchen zog einen wiederpenstigen Buben nach und rief, als bräcste es eine neue Puppe an: „Das

ist der Matthias Böhi. Er will bloß niemand die Hand geben, aber er muß doch!“ Dabei zerrte die Kleine das furchtsame Opfer mit überlegener Kraft herbei.

Die Verwalterin wollte das Pärchen noch schnell auseinanderreiben, davonjagen, aber der Dessinateur ließ es nicht geschehen.

„Wem gehörst du, wo kommst du her?“ fragte er ganz verdukt. Auf seiner Stirn entstanden dicke Wülste, sein Blick durchbohrte den zitternden Knaben.

„Unser Musterfräulein ist doch seine Mutter!“ erwiderte das Mädchen an Stelle des Gefragten, der sprachlos die goldenen Schüßentaler auf des Zeichners Weste begaffte.

Die Erwachsenen ließen sich nichts merken. Das Unheil war nun einmal geschehen.

Herr Oberholzer griff desgleichen wieder in die Kirschen, als sei nichts Besonderes vorgefallen. Kam etwa ein höhnisches Richern aus dem Baume? Nun, wenn auch — er kehrte sich nicht daran. Als Matthias, der inzwischen seiner Bezwingerin ledig wurde, ohne weiteren Aufenthalt abschwirren wollte, erwischte der Dessinateur gerade noch dessen Filz, den er sodann bis an den Rand mit Kirschen füllte.

„So ... bring sie deiner Mutter und sag ihr, der Oberholzer habe dann noch ein Hühnchen mit ihr zu rupfen!“ befahl er barsch, wobei er dem Bürschlein herrisch ins Haar fuhr, das hoch und goldig stand wie reifer Weizen. Der Blick des mit blinden Händen nach dem vollen Gute langenden Knaben wuchs zaghaft, zweifelnd an dem großen Gömmer empor, ein köstliches Geranke von Scheu und Dankbarkeit.

Im nächsten Augenblick war er schon zwischen Busch und Baum verschwunden. Wie wenn er die Kirschen gestohlen hätte.

Der Dessinateur sah ihm halb bewegt, halb ergötzt nach, lachte sonderbar trocken, meckernd vor sich hin — dann

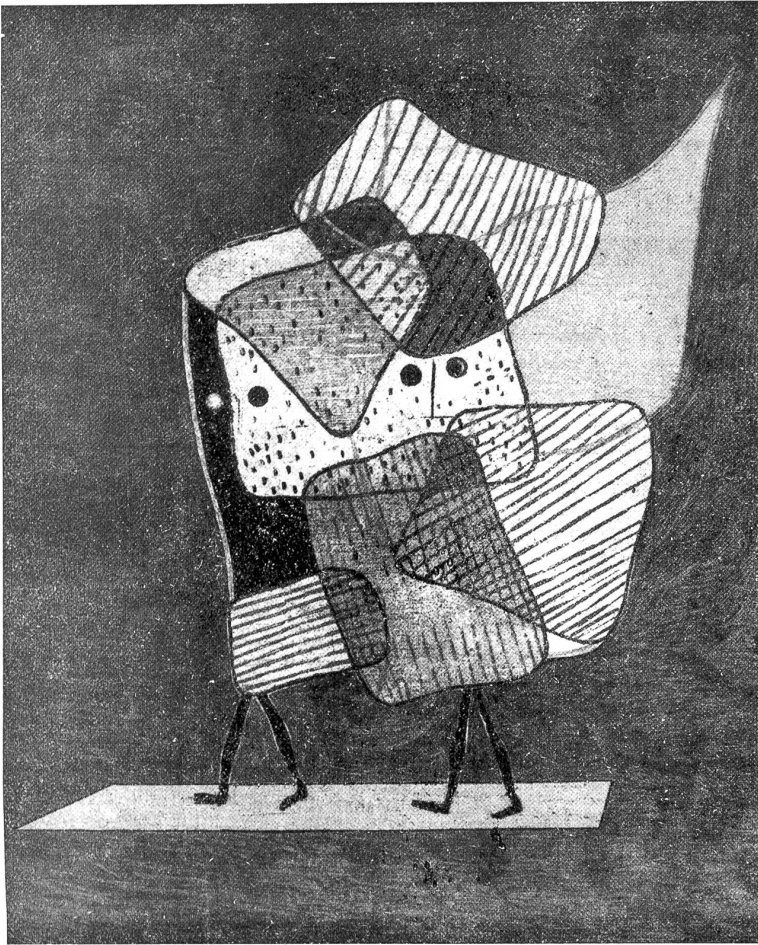


Baumgartner Christian: Hochwasser. (Aarelandschaft.)

klautte er ein Fränklein aus der Westentasche, das er dem Mädchen als Entgelt für die geraubten Kirschen, mehr noch für das hübsche Intermezzo zuwarf. Er ging noch eine gute Weile im Garten hin und her, schwakte herzlich mit alt und jung und vergaß dabei vollkommen, daß er's eigentlich auf Fische abgesehen hatte. Es schwirrte ihm auf einmal allerlei alter Kram durch den Kopf, der ihn unbefreiblich erheiterte; auch das mannigfache Gewächs und Gewimmel rings herum tat ihm sonderlich wohl. Was er nun alles wissen wollte! Aller Art Nester bog er herab, befühlte die Früchte und fragte nach deren Pflege und Reife. So umgänglich hatten die Leute den alten Kracher noch nie befunden. Als er abging, steckte er wahrhaftig eine Moosrosentkospse ins Knopfloch.

Zawohl, sehr merkwürdig, auffallend sogar ... Und trotzdem kam er an diesem Abend nicht ebenso munter ins Bett. Der Rausch, dem er schließlich erlag, verwißte die gute Begegnung samt dem Bilde des treuherzigen Knaben Matthias, das ihn von ungefähr an die eigene Kindheit erinnerte hatte. Die Trübung mußte wohl daher rühren, daß er sich das Kind in Gottes Namen nicht ohne die Mutter vorstellen konnte. Diese aber wandelte seit Jahren einher wie ein fleischgewordenes Zeugnis seiner Schmach. Sie hatte ihr kurzes Erlebnis mit dem Dessinateur Oberholzer nicht wie andere Bleicherinnen schamhaft zu Tode geschwiegen, ihn vielmehr, töricht genug, vor Hinz und Kunz zum Verführer, Verräter gemacht und dann die Folgen hochmütig auf sich genommen. Ja, statt den mit ihm wohl oder übel eingeschlagenen Pfad weiter zu wandeln oder gewissermaßen auf Abschlag einen schlichten Gesellen zu heiraten, tat sie seither gerade so, als ob er sie durch seine Niedertracht zur Tugendhaftigkeit erweckt, ein höheres Wesen aus ihr geschaffen hätte.

Freund und Feind liebten es, ihn mit dem aufrechten Musterfräulein zu uzen, und besonders der alte Kumpan



Paul Klee: Zwillinge. (Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

Wankel pflegte gewöhnlich, wenn auf solche Sünden die Rede kam, boshaft zu betonen: „Nur eine hat der alte Dichthäuter nicht verschmerzen und vergessen können ... die schwarze Brigitte ... die macht ihm noch immer zu schaffen!“

Wozu mußte das verheufelte Weib nun den Buben in die Bleiche mitnehmen? War es nicht, um ihn, den abgedankten Liebhaber und Aftervater, zu ärgern, lächerlich zu machen? Ueber dieser Frage hatte er das milde Kinderherz vergessen und sich einen Rausch aufgeladen, daß er zentnerschwer in die Federn sank.

Zu einem einigermaßen vernünftigen Entschluß kam er erst am nächsten Morgen. Er bewohnte seit vielen Jahren zwei Zimmer im „Treustädter Hof“, dem besten Gasthof der Stadt. Da hatte er's bequem, Spiel-, Trink- und Schlafgelegenheit dicht beisammen, die beste Verpflegung und — Nachsicht, so viel er eben brauchte. Sein Beutel machte ja manches wieder gut, und Geiz durfte man ihm nicht nachsagen. Die Wohnlichkeit war trotz dem Wirtshauszuschnitt recht leidlich, mit Lorbeerkränzen, Pokalen, Gewehren, Pistolen, Photographien und sonstigen Andenken eines Matadors überreich ausgestattet. Der Blick vom Fenster auf den Hafenplatz bot desgleichen mancherlei Anregung, wenn auch der Lärm zuweilen etwas bunt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst Paul Klees.

Von Helmut Schilling.

Mancher wird in den zurzeit eigenartig geschmückten Räumen der Kunsthalle etwas verloren und mit dem unangenehmen Gefühl, des stand-sicheren Bodens beraubt zu sein, herumwandern und sich fragen: Kunst? Die altherkömmlichen Vergleiche fehlen ihm; wo sie vorhanden sind, sprechen sie nicht zugunsten dieses eigenwilligen, oft unglaublich primitiv wirkenden und teuren Malers — wo sie fehlen, und das ist bei der Mehrzahl der Bilder der Fall, ist das Urteil des Beschauers von einer durchgreifenden Umstellung der Betrachtungsweise abhängig. Wem diese geistige Umstellung gelingt, glückt auch die Antwort auf seine heikle Frage. Sie lautet: Ja, hier ist Kunst vorhanden; doch weniger bei den leider zu wichtig genommenen und durch die hohen Preise als vollwertig dargebotenen Versuchen infantilster Art als vielmehr bei den durchdacht und mit Verantwortungsbewußtsein aus-geschaffenen Bildern wirklich problematischer Prägung. Es darf von einer Kunst gesprochen werden, nicht in der Linie bisheriger Kunstgeschichte, auch nicht mit Einbeziehen so vieler seiner originalitätsüchtigen Nachahmer, sondern von der Kunst eines Abgesonderten, eines Wegsuchers.

Paul Klee, 1879 in Münchenbuchsee geboren und nach langem Auslandsaufenthalt seit einem Jahre wieder in Bern ansässig, zeigt die mehrfarbigen Blätter und vor allem die Tafelbilder, die seinen Namen weit in der neuen Kunstwelt verbreitet haben. Die Verbreitung geschah nicht nur durch anerkennendes Wort und Lobpreisung, sondern durch viel Diskussion, sogar durch starke Meinungen der Ablehnung. Gerade deshalb sind wir froh, sein Gesamtwerk (seit 1919) erstmals in Bern beisammen zu sehen und die Objekte tiefgreifender Auseinandersetzungen unter den Augen zu haben.

Sogenannte abstrakte Kunst zeigt uns nicht Baum und Blüte, Straße und Tisch in ihrer bloßen Schaulbarkeit als Landschafts- oder Milieukopie. Abschildern ist für Klee nur ein früher zwar gültiger, aber nicht mehr fortentwickelter künstlerischer Prozeß, bei dem noch nicht das Totalitäre des darstellbaren Gegenstandes durch Spiellassen des Unbewußten erfahrt wurde. Erst wenn mit dem Sichtbaren noch das Erahnte, das „Wesen hinter den Dingen“ zur Darstellung gelangt, ist ihm die Malerei erfüllende, die Totalität ganz umspannende Kunst. Bewußtes und Unbewußtes müssen zusammenspielen, eine einzige althergebrachte Maltechnik genügt nicht, von ganz neuen Standpunkten muß an die Schilderung des Wesentlichen herangegangen werden, das Ganze kann nur durch Komplexheit — wie etwa durch die Polyphonie in der Musik — künstlerisch gültig gemacht werden.

Klee weiß, daß er noch im Suchen nach den Lösungen seiner selbst aufgeworfenen Probleme befangen ist. Phantastische und schon ungemein imponierende Versuche stehen nebeneinander. Mit ungeheurer Wendigkeit, aber auch mit tiefem Nachdenken strebt er einer neuen Kunst entgegen, die allgemeine Anerkennung zu finden vermöge. „Ich werde wohl zuerst enttäuscht werden“, das ist sein Ausspruch, dem mancher seiner Betrachter beipflichten wird. Denn er sieht in der Reihe der Bilder solches:

Primitivste Linienkompositionen, komplizierteste Techniken, bunte Farbflächen, die sich überschneiden, geduldig ausgemaltes Mosaik des Nebeneinander, Doppelgesichter, Andeutungen von phantastischen Landschaften, Groteskgestalten, kubische Darstellung von Häusermeeren, Farb-